Das Innen-Syndrom bedroht auch die Mundart

Autor(en): **Baur, Arthur**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **5 (1997)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-962068

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Dies verhielt sich auch in seinem Leben so: Er verliess Brienz nie ernsthaft, obwohl gerade er durch seine Lebensumstände die Enge der dörflichen Welt hart zu spüren bekam. In dieser seiner Welt suchte er etwas, was er so nicht finden konnte. Der Ausweg war, das Gesuchte in der Darstellung dieser Welt, auf der dichterischen Ebene zu finden. Die Wahrhaftigkeit dieses Bemühens ist bei Streich beeindruckend. Er gab auch der Versuchung nicht nach, sich in der Beschreibung der (zahlreichen) Schönheiten dieser Gegend zu erschöpfen. Er wollte sich durch die Darstellung dieser Welt zugleich über diese Welt stellen können.

In dieser Art gestaltete er in der Erzählung Herbscht auch die Begegnung mit dem Thema des Todes. Sie geschieht in der Wahrnehmung und in den Gedanken des päcket (pockennarbigen) Chrigi, eines steinalten Männchens, wie es heisst. Aus der Unruhe und Unfreundlichkeit des Haushalts seiner Schwiegertochter, bei der er aufgenommen ist, begibt er sich an einem schönen Herbsttag hinaus in die Hofstatt und setzt sich unter einen Apfelbaum, von wo er seine heimatliche Welt vom See über das Dorf und bis hinauf zu den Bergen ganz überblicken kann. Zugleich überblickt er auch sein Leben und macht sich Gedanken zum Sterben. Einerseits ist da die Sehnsucht nach etwas Besserem und Leichterem, nach einem Ort, an dem es ihm wohler ist als gerade hier und jetzt. Andererseits stellt er sich das Sterben als etwas Dunkles und Finsteres vor. Es gelingt ihm nicht, beides zusammenzubringen, während er auf der Bank sitzt und grübelt. Dabei schaut er zu den herbstklaren Bergkämmen hinauf und beobachtet, wie unten im Tal die Schatten länger werden. Die Schwiegertochter ruft ihn ins Haus, doch er überhört ihren Ruf. Er nimmt alle Veränderungen des näherrückenden Abends wahr, bis die Sonne untergeht und einen plötzlichen Wechsel von der Helle zum Dunkel verursacht. Nun ist Chrigi bereit, ins Haus hineinzugehen:

Da steid ds päcket Chrigi vom Bänkli undrem Epfelbeun entli uuf, litzt de Rreckichragen hinna uehi wäg em ruuche Lluft und stäckled langsam dervon in di teuwwfrischen duuchlen Beuschätten inhi gäg em Huus zue. Er schmilzt fascht mid der Fiischtri zämen; es ischt, er gääji uf em leschte Wwäg.

Wie mma nen entli voor der Huustir uf der Bsetzi gheerd zuehi tschaarggen, tued ds Ziisi grad d Tir uuf und epfaad nen: ‹Soo, chuuscht etz? I ha ggmeind, i miessen di no ge rreichen!›

Aber ds Chrigi gheerd niid und merkt no weeniger, das ds Ziisi schier hehns tued; är leuft näb imm bim fiischterren Huustirloch inhi i ds Duuchel und hed de Sin ganz an em andren Oort.» *Hans Ruef*

Das Innen-Syndrom bedroht auch die Mundart

Syndrom ist ein Wort der Medizin, welches eine körperliche oder geistige Verwirrung bezeichnet. Mit einem solchen sprachlichen Syn-

drom haben wir es zurzeit zu tun, indem Versuche unternommen werden, unsere ererbte Sprache im Sinne einer Verweiblichung umzustülpen. Man soll nicht mehr «Nationalräte» sagen dürfen, wenn man alle Mitglieder des Parlaments meint, sondern richtig wäre nur noch «Nattionalräte und Nationalrätinnen».

Zwar ist es mir noch nie vorgekommen, dass jemand, mit dem ich mich in Mundart unterhielt, gesagt hätte «d Schwyzer und d Schwyzerinne», wenn er unser Volk meint. Im natürlichen Gesprächston begnügen wir uns mit einem einzigen Wort und schonen damit unsere Zunge und unsere Gesprächspartner. Auch wenn mein Gegenüber eine «Sie» ist, so verhält sie sich nicht anders. Bis jetzt haben wir also unsere Mundart so gebraucht, wie es in ihr, seit es sie gibt, die Regel ist, aber gegenüber der geschriebenen Sprache sind wir wehrlos. Immerhin gibt es viele Zeitungsredaktionen, die bei diesem Spiel nicht mitmachen.

Anders verhält es sich in den elektronischen Medien, ganz besonders bei DRS. Hier werden die Moderatoren offensichtlich so gedrillt, dass sie bei jeder Gelegenheit dem Innen-Götzen opfern. Da bei DRS 1 mehr als die Hälfte aller Sendungen in Mundart gesprochen werden, ist für die Ausbreitung der Unsitte gesorgt. Ob die «Sprecher und Sprecherinnen» dabei eine besondere Genugtuung empfinden, wage ich zu bezweifeln. Ich habe manchmal eher das Gefühl, dass sie nahe an einem Zungenschlag oder Erstickungsanfall sind, wenn sie versuchen, so schnell wie möglich über die leere Formel hinwegzukommen. Ob andererseits die Hörerinnen dabei ihre besondere Freude haben, weiss ich nicht, auf alle Fälle habe ich noch keine gefunden, die begeistert gewesen wären.

Wie ist es überhaupt so weit gekommen? Von fundamentalistischen Feministinnen ist den Männern eingeredet worden, sie täten den Frauen ein Unrecht und demaskierten sich selbst als Machos, wenn sie sich weiterhin an die bisher in Hochdeutsch und Schweizerdeutsch gültigen Gesetze halten. Dass die Feministinnen sich selbst einen Bärendienst (pardon Bärinnen-Dienst) leisten, indem sie sprachbewusste Männer wie auch sprachbewusste Frauen ärgern, denen sonst Frauenförderung und Frauengleichstellung ein erstes Anliegen ist, muss man ihnen einmal deutlich sagen.

Man muss sich damit abfinden, dass es keine Sprache gibt – die unsere schon gar nicht –, welche konsequent und logisch wäre. Nun kann man Sprachen nicht einfach umbauen. Aus der Geschichte der Orthographiereform wissen wir, was für Kämpfe manchmal um einen einzigen Buchstaben entbrennen.

Der Grundfehler für den Wirrwarr, der aus den Bemühungen um die Feminierung der Sprache entstanden ist, beruht darin, dass die Feministinnen nicht zwischen Genus (grammatisches Geschlecht) und Sexus (physiologisches Geschlecht) unterscheiden können. Tatsache ist nun einmal, dass sich im Deutschen Sexus und Genus völlig sinnlos überkreuzen. Warum heisst es *die* Eule, *der* Uhu, *das* Käuzchen? Warum heisst es *der* Hund, aber *die* Katze? Wie kann *der* Mensch eine Frau sein und *die* Per-

son ein Mann? Warum sind *Weib, Mädchen, Fräulein,* von Natur weiblich, in de Grammatik aber neutrum? Im Plural gibt es dann kein «der», «die», «das» mehr, sondern «die», «sie» und alle Adjektive (vgl. viele) haben nur noch gemeinschaftliches Genus.

Es ist aus heutiger Sicht, da wir ja alle grundsätzlich durchaus für die Gleichstellung der Geschlechter sind, bedauerlich, dass unsere Sprache kein geschlechtsneutrales Pronomen für alle die Fälle entwickelt hat, da wir sowohl «ihn» wie «sie» meinen. Es gibt zwar einzelne Wörter, die dieses Postulat erfüllen, z.B. *Kind, Mitglied, Geschwister, Individuum.* Auch im Plural gibt es keine Unterschiede bei Wörtern wie *Angestellte, Arbeitslose, Geiseln, Deutsche.*

Nun könnten wir ja getreu dem alten Spruch «jedem Tierchen sein Pläsierchen», tolerant sein; und wenn nun jemand lieber sagt, wir seien ein *einig Volk von Schweizern und Schweizerinnen,* oder man müsse die Bibel umschreiben, da es dort störenderweise heisst liebe *deinen Nächsten,* so solle er (oder sie!) das eben tun, aber die Sache hat noch eine äusserst ernste, weitreichende und unheilvolle Folge. Wenn wir nur noch schreiben «Schweizer und Schweizerinnen», dann würde die Formel «es gibt sieben Millionen Schweizer» bedeuten, dass dies alles Männer wären. Die Schweizerinnen wären dann eben vergessen, und das Volk würde 14 Millionen zählen. Ein anderes Beispiel ist noch einfacher. Wenn wir schreiben, «die Franzosen trinken Wein», dann würde das bedeuten, dass die Französinnen alle der Abstinenz huldigen. Ist das klar genug?

Ich fühle mich versucht, eine linguistische Abhandlung über Genus und Sexus in der indogermanischen Sprachfamilie – zu der wir gehören – zu verfassen. Es gibt aber eine einfachere, wenn auch etwas hemdsärmelige Methode, um nachzuweisen, was für ein Unsinn uns von den Sprachverstümmlern (pardon – und -innen) abverlangt wird. (Die orthographischen Schneckentänze mit Schrägstrichen, Bindestrichen und grossgeschriebenen I lasse ich für heute beseite). Beispiele zeigen, wohin es uns führt, wenn wir auf Teufel (und Teufelin) komm raus, an der Sprache herumpfuschen. Gott (und Göttin) sei Dank, wird auch die Modeerscheinung den gleichen Weg gehen wie die Krinoline und der Zopf. Man beantworte folgende Quizfragen: Was für ein Geschlecht hat das Kind, wenn *der* Hausdrache und *die* Büroordonanz heiraten? Wo verbirgt sich der Bräutigam im Wort *Brautpaar?* Warum haben *Geschwister* keine Brüder? Warum spricht man immer noch von Drögelern und nie von *Dröglerinnen?* Dürfen *Fuss-gängerinnen* den Fussgängerstreifen nicht betreten? Wie kann *eine* Geisel *ein* Mann sein? Wie lautet die weibliche Form von *Säugling, Geizhals, Bösewicht, Emporkömmling, Taugenichts, Suppenkaspar, Tunichtgut, Springinsfeld, Tausendsassa, Schmalhans, Schwerenöter, Hagestolz, Hansdampf, Passagier, Trunkenbold, Griesgram, Morgenmuffel?* Wie lautet die männliche Form von *Kaffeetante, Leseratte, Schwätzbase, Mätresse, Giftschlange?* Gibt es künftig keine Schiffe mehr, die mit *Mann und Maus* untergehen, sondern nur noch solche, die mit Mann und Frau, *Maus und Mäuserich* untergehen?

Arthur Baur